

KAPITEL IV

Lern- und Wanderjahre

Ich will gestehen, dass unsere Unternehmungslust zwar durch die Unglücksfahrt einen bedenklichen Stoß erlitten hatte; aber die Spötteleien, die wir zu erdulden hatten, übten sehr bald ihre heilsame Wirkung. Die Erwartung, dass wir nun wohl endlich die verrückte Gondelai aufgeben würden, griff doch zu sehr an die Standesehre. Nu grade! – sagt man auf berlinisch.

Aber endlich waren Cäsar, Xenophon und Cicero überwundene Größen für uns, und der eine Teil unserer bekannten Reederfirma wurde auf den Kontorschemel einer recht wasserarmen Stadt Mitteldeutschlands, der andere in die Hörsäle der technischen Hochschule berufen. Als jedoch die dreijährige Verbannung vorüber war und wiederum die Spree vor unseren Fenstern lockte, erschien uns – wie so häufig nach einiger Ablagerung – unser Ideal in der Verkörperung des braven *Pollux* nicht mehr anbetungswert. Großmütig überließen wir ihn als Versuchskaninchen den nachfolgenden Geschlechtern, und mit großer Selbstüberwindung wurde jeder halbwegs entbehrliche Mammon aufgespart, den wir dann in einem neuen, leichteren Ruderboot mit Rollsitzen und Auslegern anlegten.

An einem schönen Frühlingsmorgen war die Taufe. Mit meiner damaligen Flamme am Steuer – auch in dieser Beziehung pflegt man ja in jenen Jahren besonders häufig seine Ideale zu wechseln –, welche, auf einem prunkvollen Ziegenfell hingegossen, wie eine Elfe aussah, ruderte ich hinaus zu einem lauschigen Platze oberhalb von Grünau, begleitet von einigen anderen Booten, in welchen Verwandte und Taufzeugen saßen. Die beiderseitigen Eltern fanden sich zu Wagen ein. Diesmal kippte einer der Wagen in den Morast und musste mit Hebebäumen durch den Grünauer Dorfschmied herausgezogen werden. Großmütig aber enthielten wir uns nahe liegender, schadenfroher Sticheleien, um die Festfreude nicht zu stören.

Meine Flamme sprach ein hochpoetisches Taufgedicht: *Elfe* sollte unser neuer Liebling heißen. „Elfe steht außen dran; aber zweie gehen bloß rein“, meinte ein Berliner Witzbold.

Als aber die übliche Flasche Sekt – es war nur ganz billiger für eine Mark fünfundsiebzig – am Vorsteven zerschellen sollte, verbot mein Vater

voller Entrüstung diese Stoffvergeudung und gestattete nach längeren Verhandlungen zu diesem Zweck eine Flasche Selterwasser. Wer schließlich den Sekt getrunken hat, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ein Genuss wird es kaum gewesen sein.

So hatten wir also ein wunderschönes, wenn auch nur mit Selterser getautes Boot; jedoch die erträumten Reisen blieben vorläufig leider aus, denn die Pflichten gegen Beruf und Vaterland wirkten störend auf die Entfaltung des Wandertriebes. Kurz bevor aber die Wasserschwärmerei ganz einzutrocknen drohte, kam meinem Vater eine folgenschwere Erkenntnis: man behauptete, ich sei farbenblind, weil ich die Namen mancher Farben nicht zu nennen verstand; also untauglich für die Teppichfabrikation, welche bisher die kümmerliche Quelle unserer Familiennahrung gewesen.

Was nun? – Selbstverständlich Maler werden! – Mein Vater konnte sich der Logik dieses Gedankens nicht verschließen, und ich bezog die Kunstakademie in Berlin. Infolgedessen verfügte ich mit einem Schlage über die allbekannte akademische Freiheit; und besonders da ich so vorsichtig gewesen, mir den Zweig der Kunst auszusuchen, der das Vagabundieren in Gottes schöner Welt zur Pflicht macht, kann ich mit gutem Gewissen sagen, dass ich mich mit Feuereifer dem Studium ergab, wenn ich tage-, wochen-, monatelang mein Heimatland kreuz und quer zu Wasser durchstriefte. Damals noch war man der Meinung, dass man die Natur kennen müsse, wenn man ein Landschaftsmaler werden will; und dass man wissen muss, wie das Wasser, wie die Wellen aussehen, wenn man die See im Bilde zu schildern sich erdreistet. Jetzt allerdings nennt man solche Abzeichner nicht mehr Künstler, sondern mit verächtlicher Gebärde: Naturanbeter! Der wahre Künstler schöpft heute das „Schöne“ aus sich selbst heraus und klebt nicht mehr an Vorbildern.

Keine Stadt Deutschlands und nur wenige in der ganzen Welt können sich mit Berlin messen in der vorteilhaften Lage für den Wassersport. Nach allen Himmelsrichtungen erstrecken sich fast stromlose Gewässer; die meisten führen, wenn auch nicht durch Felsen und Berge, so doch schon bald außerhalb des Weichbildes der Großstadt durch Wald und ländliche, unberührte Natur. Der Geschichtsschreiber, welcher für unsere Mark den Spottnamen der Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches geprägt hat, ist sicherlich kein Wassersportsmann gewesen.

Unsere neue *Elfe* also war ein sogenannter Einkuller von sechs Meter Länge und neunzig Zentimeter Breite; aus Eichenholz zwar, aber trotzdem so schnell, dass wir mehrmals den Siegespreis der Dauerwettfahrten unsers Wanderrudervereins über achtundfünfzig Kilometer davontrugen, die wir in wenig mehr als sechs Stunden hinter uns brachten. Sehr bald aber sahen wir ein, dass die Winde trotz allem noch dauerhaftere Lungen haben als der Mensch, und setzten zwei kleine Segel zur Unterstützung auf längerer Fahrt

bei günstiger Brise. Um auch in die schmalsten Flüsse und Gräben unsers Vaterlandes hineinkriechen zu können, schafften wir uns zwei in der Mitte teilbare Paddel an, und in dieser Verfassung machten wir manche schöne Reise in der Mark Brandenburg.

Die Epoche machenden Entdeckungsfahrten unserer frühesten Jugendjahre zum Scharmützelsee und nach Teupitz wurden hierdurch zu mühelos wiederholten Vergnügungsfahrten, und die mit so traurigem Ausgang unternommene Expedition nach Potsdam gestaltete sich mit der *Elfe* zu einem angenehmen Pflingstausflug bis nach Brandenburg, welcher uns auch noch in die Gewässer der Emster führte, in deren Quellgebiet wir die sagemuwobene Klosterruine Lehnin aufsuchten. Die Nuthe, ein anmutiges Wiesenflüsschen, welche sich bei Potsdam in die Havel ergießt, wurde mit großen Schwierigkeiten bis weit hinter Saarmund mit dem Paddel bezwungen. Die Rüdersdorfer Kalkberge zeigen uns romantische Schluchten und vorsintflutliche Versteinerungen; die liebliche Löcknitz, damals noch ganz unberührt vom Strom der Berliner Ausflügler, krochen wir von Erkner aus meilenweit hinauf mit dem Paddel bis zu weltvergessenen, unberührten Dörfchen, bis zu idyllischen Mühlen und Gehöften, die sonst keines Städters Auge erblickt. Wer kennt Kienbaum, Kagel, Klein-Wall; wer Gottesbrück und Grünheide? Damals gab es noch keine Wasserreiseführer, wie „Hip, hip, hurra!“¹, noch keinen „Führer für Wanderruderer“, die jedermann haarklein erzählen, welches Wasser befahrbar, wie viele Kilometer die Entfernungen, wo Schleusen oder Wehre, und besonders, wo die besten Gasthöfe zu finden sind. Außer der Generalstabskarte gab es noch kein Kartenmaterial für unseren Sport; wir genossen den Reiz, dies alles erst selbst erforschen zu müssen!

Schloss Rheinsberg und Neu-Ruppin, von Seen umkränzt, ließen in uns die großen Zeiten unsers großen Königs aufleben. Plaue, die Rauburg der Quitzows, Tegel, der Lieblingssitz der Humboldts, Paretz, Oranienburg und Königs Wusterhausen mit ihren geschichtlich wertvollen und zum Teil so malerischen alten Schlösschen! Wer auf diese Weise Heimatkunde treibt, behält sie besser im Gedächtnis – auch ihre Nutzenanwendung: denn man lernt sein Land und diejenigen Herrscher lieben und verehren, welche sich darum verdient gemacht haben.

Wo soll ich beginnen, welchen Abschnitt herausgreifen aus dieser endlosen Kette von Eindrücken, von Erlebnissen, welche mir dieses mein engeres Geburtsland darbietet? – Nur einzelne Rosinen könnte ich naschen aus dem Riesenkuchen, den es mir darstellt. Seit meiner Kindheit hatte ich

¹ Keller, Friedrich Eduard: *Hip, Hip, Hurra! Führer für Ruderer, Segler und Dampferbesitzer auf den Gewässern Deutschlands. Straube's Illustrierte Führer*, Berlin, Geographisches Institut und Landkarten-Verlag Jul. Straube, 1897. – Red.

die Spree vor den Augen. Da lag es nahe, dass wir auch mal, so weit es ging, ihrer Quelle entgegenstrebten; denn ihr Ende hatten wir schon in Spandau, wo sie sich mit der Havel vereint, des öfteren gesehen.

Abwärts vom Müggelsee ist unser Heimatfluss ein fast stromloses breites Gewässer, welches wir zur Genüge kannten. Aber oberhalb desselben ist es nicht angenehm, zwischen einengenden Kribben¹ in zahllosen Windungen gegen recht scharfe Strömung anzukämpfen, die überdies noch meist durch reizlose Gegenden führt. Wir beschlossen daher, unser diesmaliges Ziel, den berühmten Spreewald, eine versumpfte waldige Niederung zwischen Burg und Lübben, durch einen Nebenfluss, die wendische Spree oder Dahme, und durch einen kleinen Überlandtransport des Bootes zu erreichen.

Zwei Ruderfreunde schlossen sich uns mit ihrer *Austria* an, einem Einkuller, von der Art wie *Elfe* vor ihrem Umbau war, daher nicht mit denselben Vorzügen ausgestattet wie unser Schifflin. Sie mussten kostspielige Erfahrungen sammeln, wie man Wanderboote behandeln und ausrüsten muss.

An einem schönen kühlen Pfingstmorgen brachen die beiden Boote auf, und einträchtig zogen wir in gemächlichem Tempo die wohl bekannte Strecke unter der Köpenicker Zugbrücke hindurch, vorbei am alten Schloss, wo einst Jaczo, der Wendenfürst, herrschte, wo einst Joachim I. den Übermut seiner Raubritter empfinden musste, wo Leutnant Katte sein tragisches Ende fand und sehr viel später der geschichtlich gewordene Gaunerstreich des „Hauptmanns von Köpenick“ vor sich ging.

Da ein leichter Nordwest unserer Fahrtrichtung günstig ist, können wir während der Frühstückspausen die Boote vor den Besansegeln allein weitertreiben lassen. Schmöckwitz, Neumühle liegen gegen Mittag hinter uns. Im ersten Frühlingsgrün prangend, ziehen die Felder und Wiesen an uns vorüber, die Lerchen steigen jubelnd in die Lüfte, der Kuckuck schreit unzählbar oft uns seinen Namen aus dem Walde zu; wir möchten mitjauchzen in Sonnenschein und Blütenduft.

Altmodische Zugbrücken, strohbedeckte Bauernhütten, mit Moos und Hauslaub dicht bewachsen. Der Storch klappert auf dem alten Giebel, dessen holzgeschnitzte Pferdeköpfe die wendische Abstammung der Erbauer ver raten. Durch Fluss und See, zwischen Wald und Schilfdickicht führt unsere Wasserstraße; nie wird Auge und Sinn durch Eintönigkeit ermüdet.

Erst in Prieros wird längere Mittagsrast gemacht im altehrwürdigen Gasthof zur Rechten der wuchtigen Zugbrücke. Hier zweigt sich südwestlich die Seenkette nach Teupitz ab, nach Osten geht's weiter zum Scharmützelsee. Wir aber dringen weiter vor nach Süden, die Wendische Spree stromauf verfolgend in bisher unbekanntes Gebiet. Von hier an ist sie nur noch für so

¹ *Buhnen, Leitwerke – Red.*

kleine Fahrzeuge befahrbar, die man wie die unsrigen bequem über jedes Hindernis hinweg heben kann. Da wir vier Reisende in zwei Booten sind, besiegen wir mit Leichtigkeit, ohne viel Zeitverlust, durch Herumtragen die halbverfallenen Stauwehre, die alten Mühlen, welche uns den Weg sperren. An besonders flachen Stellen waten wir neben den Booten her im klaren, rauschenden Wasser, und wenn das Flussbett gar zu sehr eingekeilt ist zwischen Bäumen und Schilfbänken, treten die Paddel in Tätigkeit. Die *Austria* allerdings muss sich dann mit dem schwerfälligen, unwirksamen Staken behelfen, so dass wir oft auf sie warten müssen.¹

Abends um acht endlich taucht das verwitterte Kirchtürmchen von Wendisch-Buchholz hinter Busch und Wald hervor. Schon lange hatten wir seine dünne Stimme, mit der es das Pfingstfest einläutete, von weitem vernommen.

Ganz früh für den nächsten Morgen hatten wir, bevor wir uns von den Anstrengungen des ersten Reisetages im „Hirschen“ erholten, einen Heuwagen bestellt, um zu Lande die schmale Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen zu überwinden.² Die *Austria* wurde im Stroh auf den Boden des Gefährts gebettet; *Elfe* schwebte getreu ihrem Namen über ihr in zwei ledernen Gurten, die wir stets mit uns führten; ihre vier Schlaufen an den Enden wurden über die Rungen des Wagens gestreift. Die Mannschaft und der Kutscher trabten wacker nebenher durch den grünen, taufrischen Wald, und schon nach wenig mehr als einer Stunde konnten die Boote im Köthener See ihrem Element wiedergegeben werden.

Ein kleiner, schmaler Graben, die Rietze, verbindet diesen See mit dem tausendfachen Geäder des Spreewaldes, in der Nähe von dem malerischen Dörfchen Leibsch mündet sie in die Wasserburger Spree, welche uns gleich durch eine der schönsten Stellen des Unterspreewaldes führte. Das Hindernis der dort befindlichen „Wasserburg“, das Wehr einer ehemaligen Mühle, überwandern wir gemeinschaftlich durch Herumtragen der Boote.

Hier umging uns trotz des frühen Morgens schon lebhafter Pfingsttrubel. Die der Weltstadt entflohenen Reisenden begegneten uns in hellen Scharen; Kahn auf Kahn, bis zum letzten Platz mit fröhlichen Menschen besetzt, glitt unter lustigen Zurufen von Lübben stromabwärts, durch Bauern oder Mädchen in eigenartiger Tracht mit einer langen Stange gelenkt, ähnlich wie die „Punts“ auf der Themse. Uns taten die Doppelpaddel herrliche Dienste. Mit dem Fußsteuer wanden wir uns geschickt durch das Gewirr der engen Kanäle

¹ Jetzt hat man das Flüsschen bis Wendisch-Buchholz, nicht zu seiner Verschönerung, zu einem Kanal mit mehreren Schleusen umgewandelt. – O. P.

² Auch diese Strecke ist jetzt bis Leibsch durch einen Umflutkanal durchschnitten, also für Ruderboote befahrbar. – O. P.

gegen die starke Strömung; die arme *Austria* keuchte mühsam hinterdrein, mit Ruder und Paddelhaken sich abmühend.

Bald umfing uns der grünliche Schatten eines Birkengehölzes, eines Erlenbruches, dann wieder flankierten gewaltige Pappeln den schmalen Flussarm; die frische Morgenbrise führte den Duft taufrischer Wiesen über uns fort. Ehrwürdige Eichen und Buchen breiteten ihre Äste über das ganze Wasser, und leicht gebaute Holzstege spannten sich von Gehöft zu Gehöft, die auf künstlich erhöhten Erdhaufen errichtet waren. Durch die Mühlspreewitz über Schlepzig kamen wir nach dem alten, kleinen Städtchen Lübben, nicht ohne die uns begegnenden Eingeborenen oftmals nach dem Wege fragen zu müssen; denn auch mit den besten Karten ist es unmöglich, ohne Führer durch dieses Dickicht, durch das Labyrinth der tausend Flussarme hindurchzufinden.

Spätabends waren wir in Lübbenau, und es war schwer, noch eine Unterkunft zu finden; aber Ruderer sind genügsam.

Zum Kirchgang in Burg am Pfingstmontag mussten wir unbedingt rechtzeitig eintreffen. Wir beeilten uns daher, schon um sechs Uhr morgens auf die Reise zu gehen; nicht etwa, weil wir die Empfindung hatten, dass Bußgang und eine darauf folgende, kräftige Seelenmassage uns Sündern besonders zuträglich sei, sondern weil die Ankunft der Kähne mit den in ihren nach uralter Landessitte gekleideten Insassen uns als eine ganz besondere Sehenswürdigkeit gepriesen war. Zwar sieht man bei uns im Tiergarten genug echte und falsche Wendinnen in ihren bizarren, buntfarbigen Volkstrachten sich der segensreichen Beschäftigung des Kindernährens hingeben. Man muss jedoch diese aus ältester Zeit stammenden Festgewänder in ihrer malerischen Heimat gesehen haben, um den vollen Reiz des Bildes würdigen zu können, der sich beim Kirchgang zu Füßen des uralten Kirchturms in Burg abspielt. Jedes Dorf hat andere Farben, jeder Stand hat einen anderen Kleiderschnitt, einen anderen Kopfputz. Dazu die strotzende Gesundheit der Jugend und die verblüffende Geschicklichkeit, mit welcher jedermann mit der langen Stange den zierlichen Kahn auch im dichtesten Gedränge handhabt!

Hinter Burg hörte der eigentliche Spreewald, das Land der Klapperstörche und der Ammen, bald auf. Wir aber wollten unseren Heimatfluss noch weiter verfolgen und hoben die Boote über das Wehr. Anfangs erlaubte die aufgestaute Flut ein bequemes Rudern, bald aber wurde der Wasserarm gar zu flach und schmal, wenn auch das Flussbett selbst geräumig genug war, bei Gelegenheit beträchtliche Mengen aufzunehmen. Schließlich mussten wir vorauswatend die Boote über die Sandbänke schleifen und von einem in das andere Rinnsal heben. Abends spät gingen wir bei dem Wendendorf Dobrigt, um Quartier zu suchen, an Land und lagerten die Boote auf freier Wiese.

Dort war großer Tanz, von den Burschen des Ortes gegeben. Durch die Spende einiger Flaschen Schnaps kauften wir uns in die Festgesellschaft

ein, und wirbelnd drehten wir uns im Tanze mit den Dorfschönen, denen wir leider nicht sagen konnten, was wir für sie fühlten: denn Wendisch zu sprechen hatten wir noch nicht gelernt. Aber es gibt ja ein Volapük¹, das überall in der Welt verstanden wird; nur Vorsicht war vonnöten, damit wir nicht noch etwa Prügel von den Gastgebern bezogen.

Auch die Wirtin wundermild, eine Matrone gesetzten Alters, die so groß und stark war, dass sie mich bequem auf ihren Armen hätte herumtragen können, verspürte plötzlich den Drang, sich mit den anderen im Kreise schwenken zu lassen. Sie war aber leider so dick, und überflüssigerweise waren ihre stattlichen Hüften unter der Kleiderfülle noch mit seitlichen Kissen gepolstert, dass die Kraft und die Länge meiner Arme nicht ausreichten. Mein Bruder musste mir daher zu Hilfe kommen, und mit vereinter Anstrengung gelang es uns, diesen Koloss einige Mal in Drehung zu versetzen.

Die Musikanten hatten gegen entsprechende Belohnung uns ihr Nachtlager auf dem Boden abgetreten und nahmen mit dem Heuboden fürlieb. Für uns wurden zwischen den einzelnen fußstarken Dachbalken auf den Schalbrettern einige Federbetten gelegt. So lag jeder bequem in seiner Mulde, und über uns in den Dachsparren hingen, dräuend wie Damoklesschwerter, die blank geschliffenen Sensen.

Die Morgenwäsche wurde an der Dorfpumpe bei der großen Linde erledigt; während unsere lieblichen Tänzerinnen der vergangenen Nacht die Kühe an uns vorbei auf die Weide trieben, bepumpten wir uns gegenseitig den Kopf und den Oberkörper.

Es musste wohl kräftig geregnet haben in der Nacht, oder man hatte die Stauwehre in Cottbus geöffnet; denn das gestern fast leere Flussbett war heute bis zum Rand mit lehmigem Wasser gefüllt. Eine harte Arbeit war es daher, gegen die Strömung vorwärts zu kommen. Aber der Weg war nicht mehr weit; schon um zehn Uhr zogen wir beim Graupenmühlenwehr in Kottbus die Boote auf Land, um sie wieder nach bewährter Weise auf einen Heuwagen zu laden.

Die Spree in dieser Gegend war uns zu eintönig und zu beschwerlich geworden; spreeabwärts über Beeskow-Fürstenwalde bis Berlin hatten wir schon einmal vom Spreewald her die ziemlich reizlose Heimfahrt gemacht. Jetzt wollten wir die Neiße von Forst aus bis zur Oder und den Mülroser Kanal für die Rückreise benutzen.

Nachmittags ging die Landexpedition los. Ich opferte mich freiwillig, als Begleiter der Boote den Fußmarsch von fünfundzwanzig Kilometern

¹ Volapük ist eine 1879 von Johann Martin Schleyer entwickelte Plansprache, die der Völkerverständigung dienen sollte. Otto Protzen benutzt den Begriff hier jedoch als Synonym für die Weltsprache der Galanterie. – Red.

auf stumpfsinniger Landstraße mitzumachen, während die anderen drei Bootsgäste die bequemere Eisenbahn vorzogen.

Viel Volkszusammenlauf gab es, als ich mit meiner sonderbaren Fracht den Ort durchfuhr, und man bat mich dringend, einen Tag zu verweilen mit meiner Truppe. Man hielt uns für eine reisende Zirkusgesellschaft wegen unserer den Eingeborenen etwas ungewohnten Bekleidung, und in den Booten vermuteten sie wohl unsere Requisiten. Nautisch gebildet war man damals noch nicht in Kottbus. – Seitdem bin ich nicht wieder dort gewesen.

Viel ärgerlichen Aufenthalt hatte ich auf dem Wege; der widerspenstige Kutscher, dem die Feiertage noch in den Knochen steckten, wollte nicht nebenherlaufen. Er setzte sich auf die zarten Boote, die sich dadurch verschoben und an den Schrotleitern die Planken schamfielten. Schließlich senkten sich noch die Rungen, welche mein Boot in den Gurten trugen, nach der Mitte gegeneinander, und die zarte *Elfe* bearbeitete die unter ihr liegende *Austria* mit ihrem eisenbeschlagenen Kiel. Ganz erschöpft nach fast siebenstündigem Marsche auf staubiger, sonniger Chaussee kam ich erst gegen neun Uhr abends in Forst an, und meine fürsorglichen Kameraden hatten bisher weiter nichts anzufangen gewusst, als ihre Sehnsucht nach mir und den Schiffen durch zahllose Seidel Bier hinunterzuschwimmen. So hatte ich in pechfinsterner Nacht noch nach einer Abladestelle an der Neiße zu suchen, wo man die Boote wieder ins Wasser setzen und die schmerzenden Füße kühlen konnte.

Nun sollte also die Görlitzer Neiße erforscht werden bis zu ihrer Mündung in die Oder. Vom Gebirge her brachte sie Hochwasser mit treibenden Baumstämmen, und unruhig gurgelten ihre aufgeregten Fluten durch die engen Brücken der Stadt. *Elfe* als Doppelpaddelboot fand sich sehr gut mit den Schwierigkeiten ab; aber die arme *Austria* mit ihren festen Auslegern und den unhandlichen, sechs Meter ausgreifenden Rudern war in einer üblen Lage. *Elfe* ging in die Vorhut und die Österreicherin folgte in unserm Kielwasser. Knirschend schurrten wir manchmal über scharfe Kiesbänke, aber meistens hob uns die mächtig nachschiebende Strömung wieder frei. Bei günstiger Gelegenheit aber, als wir für kurze Zeit mal wieder auf einer Kiesbank festsaßen, plagte die *Austria* der Ehrgeiz. Sie ging etwas flacher als wir und schob an uns vorbei, da auch sie mal Pionier spielen und die führende Rolle in der Welt einnehmen wollte. Doch: Hochmut kommt vor dem Fall.

Über den Fluss war eine niedrige kleine Fußgängerbrücke geschlagen; die Pfeiler standen reichlich eng, und die Neiße presste ihr Wasser hoch aufspritzend hindurch. Der Führer der *Austria*, der solche Reisen zum ersten Mal machte und wegen schwacher Augen auch Entfernung und Abstände nicht richtig schätzen konnte, verlor im letzten Augenblick die Ruhe und suchte das Boot seitwärts an das Ufer laufen zu lassen. Aber zu spät; der Strom packte das arme Schifflein und drückte es breitseits gegen einen Brückenpfeiler.

Sofort kippte es um, und die beiden Insassen klammerten sich an der Brücke fest. Durch den kolossalen Anprall und die Gewalt des Wassers, welche sich in dem offenen, gegen den Strom gerichteten Boote fing, brach die *Austria* mittschiffs quer auseinander; je eine halbe Austernschale trieb rechts und links am Brückenpfeiler vorbei!

Wenige Meter kamen wir hinterdrein und konnten gerade noch glücklich durch ein Nebenjoch schlüpfen. Dann machten wir hart kehrte im Gegenstrudel der Brücke, und es gelang uns, wieder an die Unglücksstelle heranzukommen, um den Freunden bei der Rettung behilflich zu sein.

Schnick bekam ein Ende um den Leib und holte tauchend, so weit möglich, das Gepäck aus den Fluten. Schluchzend luden sie die Trümmer ihrer Habe auf einen Wagen. Das Boot selbst verblieb als Brennholz für die Bauern am Platze; aber für Ruder, Ausleger, Steuer, Kissen, Teppich und die Flagge der Wanderruderer sollte bald wieder eine neue, bessere *Austria* entstehen! Noch nach einigen Wochen fand, eine Meile flussabwärts, der Müller einige Kleidungsstücke, die den armen Pechvögeln zugesandt wurden.

Dieses Intermezzo hatte uns bis ein Uhr mittags aufgehalten, und nachdenklich und vorsichtig setzte *Elfe* die gefährvolle Fahrt allein fort. Noch viele derartige Brücken und abgebrochene Pfähle hatten wir zu passieren; auch das zu einer Papierfabrik gehörige Wehr musste durch Herumtragen überwunden werden, bis wir in Guben eintrafen.

Um die vielen industriellen Anlagen zu umgehen, nahmen wir einen Handwagen und schoben damit unser Boot durch die ganze Stadt. Im Schützengarten wurde es wieder flott gemacht. Danach wurde die Neiße gemüthlicher; nicht weit von ihrem Ende zog sie breit und gemächlich ihre Bahn, und abends sagten wir ihr Lebewohl, um uns bei Ratzdorf dem breiten Rücken der Oder anzuvertrauen.

Noch bis Fürstenberg und Frankfurt trug uns dieser mächtige Strom; dann ging *Elfe* durch die vielen Schleusen des altertümlichen Mülroser Kanals über Fürstenwalde und Erkner zurück in den Heimathafen von Stralau.¹

¹ Der 1669 eröffnete Mülroser Kanal (auch Friedrich-Wilhelms-Kanal, nach 1951 Brieskower Kanal) führte von Brieskow an der Oder über die Schlaube und den Wergensee zur Spree (heute Drahdorfer Spree und Müggelspree genannt). Der Oder-Spree-Kanal wurde erst am 1. Mai 1891 dem Verkehr übergeben und muss sich zur Zeit von Otto Protzens Törn mit der *Elfe* in Bau befunden haben. – Red.